Samstag den 19. November 1898. 2. Blatt. Nr. 265. Dritter Jahrgang.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Abonnementspreis nebst den Gratisbeilagen „Sonntagsfreude" und „Sterne und Blumen" durch die Boten zugestellt nur 50 Pfg. pro Monat, durch die Post bezogen nur 1,20 pro Quartal.

Preis für die 1spaltige Petitzeile 10 Pfg. Bei größeren Aufträgen entsprechender Rabatt. Größere Anzeigen können nur bis spätestens abends 5 Uhr angenommen werden, ganz dringende Inserate bis morgens 8 Uhr. Geschäftsstelle: Witten, Hauptstraße 79.

Wittener Volks-Zeitung

Verantwortlich für den ganzen Inhalt: H. Bringewald, Witten. Telephon-Anschluß 130. Centrums-Organ für das Ruhrthal. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Witten. Druck und Verlag von H. Bringewald, Witten.



Ziehung in 8 Tagen vom 28. November bis 2. Dezember zu Berlin.

In Witten sind Loose zu haben bei Carl Reinhold.

Wohlfahrts-Lotterie zu Zwecken der deutschen Schutzgebiete.
Grosse Geld-Lotterie
16870 Geldgewinne im Betrage von 575,000 Mark.
Haupt-Gewinn 100,000 M.
Wohlfahrts-Loose à Mark 3,30
Porto und Liste 30 Pf. extra, empfiehlt und versendet, auch unter Nachnahme das General-Debit
Lud. Müller & Co.
Bankgeschäft. Berlin. Breitestr. 5.

Nur Geld-Gewinne ohne Abzug:

1	à 100 000	=	100000 M.
1	à 50 000	=	50000 M.
1	à 25 000	=	25000 M.
1	à 15 000	=	15000 M.
2	à 10 000	=	20000 M.
4	à 5000	=	20000 M.
10	à 1000	=	10000 M.
100	à 300	=	30000 M.
150	à 100	=	15000 M.
600	à 50	=	30000 M.
16000	à 15	=	240000 M.
16870	Gewinne		575000 M.

V.E.&K. Seidenstoffe garantirt solide, Sammte, Plüsche u. Velvets liefern direkt an Private. Man verlange Muster mit Angabe d. Gewünschten. von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Crefeld.

Sichern Rath und Hülfe gegen Krätze ertheilt H. Messer, Winkelastraße

Wie Oskar van Schweppe einen Korb bekam.

Nein, aber Tante!"

„Kein Aber, liebes Kind. Ich sage es und bleibe dabei, was ich Dir soeben sagte: In meiner Zeit waren die jungen Mädchen lange nicht so wählerisch wie jetzt. Und was war die Folge? Daß sie viel früher heiratheten. Du bist schon zweiundzwanzig Jahre alt, ein Alter, in dem man schon sehr gut einen Mann glücklich machen kann."

„Aber Tante, das hoffe ich einige Jahre später auch noch zu können.

Diejenige, welche so antwortete, war eine schelmische Brünette, der die Lebenslust aus den dunklen Augen strahlte und deren frische Röthe die Stadtluft noch nicht zu bleichen vermocht hatte.

Justine war keine Romanheldin, demnach auch keine vollkommene Schönheit; Ihre Nase hätte vielleicht etwas länger, ihr Gesicht ein wenig ovaler sein können; aber, wie sie nun dasaß, nachlässig in den dunkelrothen Sessel gelehnt, gegen den ihr einfaches, helles Kleid so herrlich abstach, schien sie die lebende Bestätigung ihrer soeben geäußerten Behauptung zu sein. Was sie aber in manchem Auge so liebenswürdig machte, war ihre Harmlosigkeit und ihr aufrichtiges Benehmen, so daß ihr fröhliches Lachen und ihre anmuthigen Geberden um so mehr anzogen, weil sie nicht den Verdacht erregten, erkünstelt oder studirt zu sein.

Ihr gegenüber, am Fenster, um das letzte Licht der untergehenden Sonne noch aufzufangen, arbeitete Tante Steutelkamp an einer Bettdecke, eine endlose Arbeit, wie Justine meinte, denn seitdem sie hier war, sah sie immer neue Sterne und Sternchen unter den nie ruhenden Fingern der Tante zum Vorschein kommen. Froh, der dumpfigen Stadt entfliehen und bei der Tante einige Wochen in dem freundlichen Dorfe mit der schönen Umgegend zubringen zu können, hatte Justine mit aufrichtiger Freude ihre Einladung angenommen.

Sie war schon 14 Tage da und hatte ihre Freude an den Spaziergängen, die sie mit einer Bekannten mitunter allein unternahm. Tante blieb lieber zu Hause; Sie hatte die Gegend schon so oft gesehen und konnte gar nicht begreifen, was ihr Nichtchen doch Schönes fand an einer Reihe von Bäumen an der Seite eines Bächleins — einen ekelhaften und schmutzigen Graben nannte Tante es, und eine Schande für die Gemeinde — oder an einer einsamen Birkenallee, in der die Sonnenstrahlen, schräg zwischen der Bäumen hindurch, auf den Weg fielen, sodaß sie immer über die Wurzeln strauchelte. Sie las lieber „Die Mörder von Venedig", oder „Das Drama in der unterirdischen Capelle", oder „Elvira, die großmüthige Wittwe".

Vor allem das letzte war ihr Lieblingsbuch, weil sie meinte, daß die Heldin desselben wohl einigermaßen ihr selbst gleiche. Eine reiche Wittwe — das war sie — mit einem armen Nichtchen — das war Justine — die in edelmüthiger Weise auf die Liebe eines steinreichen Barons verzichtete — das stimmte weniger, denn sie hatte niemals einen anderen geliebt als den verstorbenen Steutelkamp — aus Rücksicht auf das Nichtchen, weil sie bemerkt hatte, daß das Nichtchen zum Sterben in den Baron verliebt war; so weit war es allerdings zwischen Oskar und Justine nicht, aber das würde sich schon machen. Die Wittwe macht das Nichtchen reich, — das würde sie thun, wenn Justine Oskar van Scheppe heirathete, und segnet das junge Paar, obgleich mit blutendem Herzen, — das würde ihr Herz an diesem Tage auch nicht thun. In ihrem Alter!

Oskar war ein Mann nach ihrem Herzen, ganz genau das Ebenbild eines ihrer geliebten Romanhelden; das rabenschwarze Haar, das so künstlerisch seine hochgewölbte Stirn umwogte; das funkelnde Auge und die herrlich glänzenden Zähne, der schlanke Körperbau . . . Nein bei diesem letzten Titel hörte aber der Vergleich auf, denn Oskar hatte, leider, leider, Anlagen zur Fettleibigkeit, und das dicke Bäuchlein war nichts weniger als romantisch. Aber das würde später wohl weggehen, denn einmal verheirathet und solider Hausvater, würde er von selbst die häufigen Besuche in seiner Bierkneipe — wozu ihn nun die Langeweile zwang — aufgeben.

Sie ritt nun wieder auf ihrem Steckenpferdchen, und Justine, die den Kampf vorhersah, setzte sich in Positur, um die heimlichen Stiche oder directen Angriffe so gut wie möglich zu variren.

„Du willst, glaube ich, unbedingt haben, daß ich ihn heirathe, Tante. Jemand, der alle Eigenschaften besitzt, mit denen du ihn ausrüstet, hätte doch wohl früher heirathen können," so eröffnete Justine das Feuer, denn sie wollte eine deutliche Erklärung haben, warum Tante doch nur immer das Lob dieses Oskars in allen Weisen und in allen Tonarten vor ihr sang.

„Ja, liebes Kind," antwortete sie, „hier sind so wenige hübsche Mädchen, und schon jahrelang suchte er nach einer Seele, die die seinige verstehen kann. Aber nun er Dich gesehen hat" — hier senkte sich die Stimme der Tante zu einem geheimnißvollen Flüstern — „glaubt er, daß er den Schatz, nach dem sein Herz so feurig verlangte, entdeckt hat."

„Welch' eine Ehre für mich," lachte Justine.

„Ja gewiß, Kind, und wie gut sieht er aus; denn so ganz jung ist er nicht mehr, und das hat seinen Vortheil, denn Du weißt: Il n'y a qu'un homme de quarante, qui sait aimer une femme. „Nur ein Mann von vierzig Jahren kann eine Frau lieben." — Tante hatte diesen Ausspruch Scribe's irgendwo gelesen, und seit dieser Zeit suchte sie ihn überall anzuwenden, ihn nach ihrem Sinne verändernd und verdrehend. — „Und wie schwarz ist sein Haar, und hast Du noch nicht darauf geachtet, wie glänzendweiß seine Zähne sind?"

„Sollte es keine Perrücke und kein falsches Gebiß sein?" wagte Justine dagegen anzuführen; „man kann dieselben jetzt so schön und billig bekommen."

„Welch' ein Gedanke! Nein, dazu kenne ich ihn zu gut. Er selbst hat mir mehr als einmal versichert, daß er diese Dinge verabscheut, und wenn sein Haar ausfallen sollte, er sich nicht schämen würde, dies der Welt zu zeigen. Aber was ich sagen wollte, ist, daß . . ."

Tante wußte nicht gut, wie sie es anfangen sollte, und anstatt des prächtigen Satzes, den sie für diese Gelegenheit schon einstudirt hatte, sagte sie einfach: „Du hast sicher schon lange gemerkt, warum er so oft hierhin kommt?"

Ja, das hatte Justine lange gemerkt, aber sie heuchelte natürlich die größte Unwissenheit.

„Das wundert mich sehr, aber . . . van Scheppe hat mich gebeten, ein gutes Wort für ihn einzulegen, und mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß er selbst nach einer Woche die Antwort auf seinen Antrag holen will, und daß es von Dir abhinge, ob er in den höchsten Himmel des Glückes emporstiege oder in den tiefsten Abgrund des Elends hinabgestürzt würde. Seine eigenen Worte, Kind. Denke also einmal darüber nach. Erfüllst Du meinen Wunsch, dann bereitest Du mir die größte Freude, und für Deine Zukunft werde ich sorgen."

Sie stand auf und verließ das Zimmer, um in dem Nebenzimmer das Licht anzuzünden.

Justine seufzte, das war nun das zweite Mal, daß ihr ein Heirathsantrag gemacht wurde, aber von solchen, die sie auch nicht im Geringsten ermuthigt hatten, deren Schritt ihr Herz nicht schneller klopfen machte, deren Wort ihr keine Röthe auf die Wangen trieb. Oskar! . . eine Modepuppe, mit schwarzem, geöltem Haar und einer unausstehlichen Locke auf seiner Stirn, mit einem dummen selbstgefälligem Lächeln auf dem Gesichte, der von nichts sprach, als von dem entsetzlich schönen Wetter und dem edlen Champagner. Aber . . . er war eine gute Partie, und Mütterchen würde aus den Sorgen sein und zu ihr ziehen, und Bruder Peter könnte von dem langweiligen Bureau weggehen und Medicin studieren. Er war allerdings ein herzensguter Mann, und mit der Zeit würde sie sich an ihn gewöhnen können. Der Bruder ihrer Freundin sprach sich ja doch nicht aus, und vielleicht bildete sie sich nur ein, daß er sie hübsch finde. „Nun ich will einmal warten," sagte sie sich nach reiflicher Ueberlegung, „ich habe noch eine Woche vor mir, und dann brauche ich erst einen Beschluß zu fassen."

Während des Essens wurde das betreffende Gespräch nicht mehr berührt. Beim Dessert brachte die Magd ein Briefchen, aus dem zwei Eintrittskarten für die Abendvorstellung im Circus fielen.

„Dieser gute Oskar," sagte Tante gerührt mit einem bedeutungsvollen Blick auf Justine, die nichts sagte und ganz ruhig ihren Apfel weiter schälte. „Er ist heute Abend verhindert, selbst mitzugehen, und sendet uns nun zwei Eintrittskarten für den Circus. Ein allerliebster charmanter Mann. Mache nur, das Du früh genug fertig bist, denn es beginnt schon in einer halben Stunde." — — —

Es war zum Ersticken voll in dem Circus, wo man in gespannter Erwartung auf die Festnummer, den Hauptpunkt der Vorstellung blickte. Auf die Clowns mit den abgedroschenen Witzen hörte man nicht einmal; ja selbst der senorita Palmyra, die ihre schnellen Wendungen und zierlichen Luftsprünge auf dem ungesattelten Rosse unter donnernden Beifall ausführte, schenkte man nur halbe Aufmerksamkeit. Man erwartete mit Spannung den Schluß: „Mazeppa, oder die wilde Jagd der ungezähmten Prärieperde," wie auf dem Prospect in riesigen Buchstaben vermeldet stand.

Hinter dem Vorhange hört man Schnauben und ungeduldiges Stampfen. Der Director, mit der Reitpeitsche in der Hand, steht mitten in der Arena, pfeift und springt dann über das Geländer, um den wild heranstürmenden Pferden Platz zu machen. Da kommen sie: Vier, acht, zehn . . . aber was ist das? Wer ist das, der da auf dem elften sitzt, nein, das ist zu schön gesagt, hängt ist das richtige Wort — die Beine an dem Leib des Pferdes herunterbaumelnd, — die Hände, deren eine noch ein schönes Bouquet festhält, krampfhaft um des Rosses Nacken geschlungen, das Haupt, bei jedem Stoße zitternd, schlaff auf der Seite hangend. Ist es Mazeppa? . . . Aber welch ein Costüm! Ein grauer Anzug und brauner Filzhut und dann dieser Blumenstrauß? Aber natürlich, das ist ja August der Dumme! Was kann ein Clown doch so komisch jemanden, der in Todesangst zum ersten Male auf einem Pferde sitzt, nachäffen! Und dieses Hülfegeschrei? Herrlich, gar nicht nachzumachen. Und das Publikum klatscht wie wahnsinnig in die Hände.

„Ach Gott, Tante. es ist Oskar," kann Justine endlich mit Mühe hervorbringen, denn sie erstickt fast vor Lachen, „wie kommt er auf das Pferd?"

„Leute, helft ihm, es ist ja Herr van Scheppe," jammerte Tante Steutelkamp aufstehend, denn nun erkennt auch sie in diesem unglücklichen Ritter den Prätendenten ihres Nichtchens.

Große Götter, welch' ein Schauspiel! Sein Hut fliegt ihm in Folge des wilden Rennens ab und, was fliegt damit herunter? Entsetzen . . . Das rabenschwarze Haar mit der Künstlerlocke dabei, und ein glatter, hellrother, glänzender Schädel, auf dem dicke Schweißtropfen perlen, kommt zum Vorschein. Der Director, der vor Lachen nicht im Stande ist, etwas zu thun, eilt endlich herbei. Zu spät! Die Rosinante hat den dicken Oskar unsanft abgeworfen, und bei der heftigen Erschütterung fällt ihm etwas aus dem offenen Munde. Einer der Stallknechte springt hinzu und überreicht dem Unglücklichen seine . . . hellweißen, glänzenden Zähne. Man hebt ihn auf, gehen kann der arme, geräderte Kerl nicht mehr, und trägt ihn aus der Arena. Nun beginnt man hinter die Wahrheit zu kommen.

Ja, wahrhaftig, es ist van Scheppe, und ein allgemeines Gelächter erhebt sich auf Kosten des vieux beau — des schönen Alten — der im Dorfe allgemein bekannt war und so oft verspottet wurde.

Aber nun erscheint der echte Mazeppa, auf das Pferd festgebunden und bald hat man in der wilden, aufregenden Jagd, die nun folgt, das ganze Drama, wenigstens für den Augenblick, vergessen.

Tante und Justine gingen allein nach Hause, beide in verschiedener Gemüthsstimmung. Die eine, wüthend auf Oskar, von dem sie die ganze Zeit zum Narren gehalten worden, aber zugleich traurig über den Verlust einer schönen Illusion; die andere, froh, von dem zudringlichen Menschen befreit zu sein und innerlich hocherfreut über die traurige Figur, die er darstellte.

Am folgenden Tage kam ein Brief an Tante, in dem Oskar ausführlich erzählte, wie er, von der Liebe getrieben, seine Geschäfte so schnell wie möglich abgemacht hatte, um desto eher, noch vor dem Ende der Vorstellung den Damen seine Aufwartung machen zu können. Durch die Ställe hereingekommen, fand er den Eingang zum Circus durch eine Reihe von Pferden versperrt. An der anderen Seite war aber ein Thürchen, das in den Circus führte, aber um dahin zu gelangen, mußte er über die Rücken der Pferde klettern, die dicht aneinander gedrängt, dastanden.

Er zögerte nicht, sein Herz zog ihn nach dem Gegenstande seiner Liebe, und der Stallknecht versicherte, daß er noch Zeit genug hätte, um den gefährlichen Weg zu wagen. „Ich war gerade in der Mitte, schrieb er, als gepfiffen wurde und die Pferde im Galopp in den Circus stürmten. Sie wissen das übrige; aber ich bin überzeugt, daß die Neigung des Fräuleins Justine Tooren durch diesen Unfall vom gestrigen Abend nicht abgekühlt worden ist. Gerade dadurch wird sie zeigen, daß ihre Liebe zu mir, Oskar van Scheppe, auf festem Fundament gebaut ist."

Tante antwortete, ohne sich lange zu bedenken, daß sie, Frau Wittwe Steutelkamp, ersuchte, für die Zukunft von seinen Besuchen verschont zu bleiben, und daß ihr Nichtchen, Fräulein Justine van Tooren, ihr aufgetragen hätte, dem Herrn van Scheppe mitzutheilen, daß sie seinen Heirathsantrag zu ihrem größten Leidwesen nicht annehmen könnte.

Ich habe nicht gehört, ob dieser Brief seine Genesung aufgehalten hat, wohl, daß er nach einiger Zeit für immer vom Dorfe Abschied nahm und nie dort wiedergesehen wurde.

Justine hat später den Bruder ihrer Freundin geheirathet, und, Ende gut, alles gut, Bruder Peter wurde durch Tante Steutelkamp, deren Andenken — sie ist nun schon lange todt — in Segen bleibt, in den Stand gesetzt, zu studiren und Arzt zu werden.

Noch manchmal lachen sie über die lustige Geschichte mit Oskar, der seit jener Zeit immer „Mazeppa" von ihnen genannt wird.

* Wahlstatistik.

Mit der Statistik kann man bekanntlich alles beweisen. Mit der Wahlstatistik aber wird auch thatsächlich „alles“ bewiesen. Kaum werden einige Zahlen aus dem Wahlgeschäfte veröffentlicht, so fallen einige Rechenbolde darüber her und gruppiren, addiren, subtrahiren und dividiren, daß es eine Lust ist. Immer kommt aber das heraus, was für sie und ihre Partei das Angenehmste ist. Geht's nicht so, dann geht's so; ist es nicht so, dann hätte es doch so sein können. Wir sprechen der Wahlstatistik durchaus nicht allen Werth ab, aber mit ihrer Beweiskraft steht es in manchen Fällen nur schwach; zum Theil wird das Arbeiten mit den Wahlziffern zu einer müßigen Spielerei.

Das erste, wozu man die Statistik verwendet, ist die Feststellung der Stärke der Parteien, ihr Zuwachs und ihr Rückgang. Aber nicht einmal dazu ist sie unbedingt brauchbar. Will man z. B. im Ernste von einem Rückgang der Centrumspartei reden, weil sie diesmal bei den Reichstagswahlen gegen 1893 um 13 362 Stimmen abgenommen hat? Oder von einem Anwachsen der nationalliberalen Partei, weil sie 25 678 Stimmen gewonnen hat? Selbst 5000 Stimmen mehr oder weniger beweisen für eine große Partei noch nichts. Die Statistik ist eben gar nicht im Stande, die Parteistärke genau festzustellen, weil ihre Zahlen erstens nicht rein und zweitens nicht vergleichbar sind. Fast nie erhält eine Partei nur Stimmen von ihren Anhängern, sondern immer auch Stimmen von andern Parteien. Andererseits erhält keine Partei die Stimmen aller ihrer Anhänger, weil ein Theil nicht wählt, ein anderer für eine andere Partei stimmt. Am unverfälschtesten kommt die Parteistärke noch in den Stimmen des Centrums, der Polen und der Socialdemokraten zum Ausdrucke wiewohl auch viele Centrumswähler für einen Freisinnigen, Conservativen oder Polen stimmen, und die Socialdemokraten manche Stimme von Nichtsocialdemokraten erhalten. Ob sich da schließlich alles ausgleicht, sodaß jede Partei die auf sie gefallenen Zahlen ganz für sich beanspruchen kann, das ist gar nicht festzustellen. Jedenfalls berufen sich alle Parteien, die mit ihren Zahlen nicht zufrieden sind, auf ihre vielen Anhänger, die für eine befreundete Partei gestimmt hätten.

Von einer Wahl zur andern verschiebt sich unstreitig das Verhältniß der von einer Partei für eine andere abgegebenen Stimmen ganz erheblich und schon deshalb bleibt ein Vergleich zwischen den beiden Wahlziffern so unzuverlässig, daß es auf einige Zehntausend Stimmen gar nicht ankommt. Ebenso steht ein Vergleich zwischen den Wahlziffern der Parteien unter einander auf unsicheren Füßen. Neben der Frage, wieviel eine Partei von einer andern Stimmen hat, kommt vor allem in Betracht, in wieviel Wahlkreisen sie selbstständig aufgetreten ist. Niemand wird den socialdemokratischen Wahlziffern besondere Beweiskraft für den Vergleich mit anderen Parteien beimessen. Nur die Socialdemokraten haben in allen Wahlkreisen eigene Candidaten aufgestellt und nirgends im ersten Wahlgange für eine andere Partei gestimmt. Sollten die Zahlen vergleichsfähig sein, so hätten alle Parteien es ebenso machen müssen. Daß die Socialdemokratie die stärkste Partei ist, ist darum sehr relativ zu nehmen.

Nicht viel Werth hat es sodann, wenn man nachrechnet, wieviel Abgeordnete von einer Mehrheit der Wahlberechtigten, wieviel von einer Minderheit gewählt sind. Die meisten sind ja thatsächlich von einer Minderheit gewählt. Höchstens gegen die Socialdemokraten beweist das etwas, da diese thatsächlich ihren ganzen Anhang bis auf einen verschwindenden Rest an die Wahlurne bringen, während dies von den übrigen Parteien nur noch dem Centrum in einigen Elitewahlkreisen gelingt.

Des Müßigste ist die Berechnung, wieviel Mandate eine Partei haben müßte, wenn sie den für sie abgegebenen Stimmen entsprechend im Reichstage vertreten sein sollte. Diese Berechnung kehrt aber bei jeder Wahl wieder; sie wird mit Vorliebe von denen aufgestellt, die weniger Mandate erobert haben, als sie wünschten, und die sich nun damit zu trösten suchen, daß sie „eigentlich“ so und so viel Mandate mehr haben müßten, wenn es nach „Recht und Gerechtigkeit“ ginge. Das Centrum figurirt in dieser Statistik immer unter den Parteien, die zu viel Mandate haben, der Freisinn und die Socialdemokratie unter denen, die zu wenig haben, namentlich die Socialdemokratie hat immer um die Hälfte zu wenig. Die „Freis. Ztg.“ hat diesmal noch weiter gerechnet und gefunden, daß die Liberalen mit den Socialdemokraten die Mehrheit haben würden, wenn die Mandate nach dieser Rechnung vertheilt wären. Es spielen bei der thatsächlichen Vertheilung der Mandate so viele Faktoren mit — man braucht nur an die großen Unterschiede in der Wählerzahl der einzelnen Wahlkreise zu erinnern — daß da nicht entfernt ein solches „Unrecht“ vorzuliegen braucht, wie es nach der statistischen Spielerei scheinen könnte. Gründlich helfen könnte da nur das Proportionalwahlsystem. Das wollen aber am Ende nicht einmal alle die, die sich über Zurücksetzung beklagen.

Alle Statistik in Ehren, aber das einzig Reelle bleibt schließlich doch für jede Partei die Zahl der eroberten Mandate. Die sind mit der besten Rechenkunst nicht zu gewinnen.

□ Politische Tagesübersicht.

Ueber die Ausweisungen von Holländern aus Gronau i. W. liegen jetzt nähere Nachrichten vor. Nach dem „Westfälischen Merkur“ sind bereits 30 bis 40 holländische Arbeiter ausgewiesen. Warum die Ausweisungen eigentlich erfolgen, ist noch nicht aufgeklärt. Die „Gronauer Nachrichten“, die zu dem Herrn Bürgermeister Hahn in engerer Beziehung stehen, gaben zuerst die Beschimpfung der preußischen Soldaten als Grund an, was aber dem „Westf. Merkur“ zufolge unmöglich stimmen kann. Jetzt soll die Ausweisung eine Maßregel gegen die Anarchisten sein. Als ob es in Gronau so viele Anarchisten gäbe! Obschon die Fabrikstadt Gronau über 4000 Arbeiter zählt, sind bei der letzten Reichstagswahl nur 14 socialdemokratische Stimmen abgegeben worden. Aber die harte Maßregel der Ausweisung von Arbeitern ist wohl geeignet, unter der Arbeiterschaft Erbitterung hervorzurufen und aus bisher strebsamen Arbeitern Socialdemokraten zu machen. Dazu kommt noch die Art und Weise, wie die Ausweisung ausgeführt wird. Dem „Westf. Merkur“ wird darüber berichtet:

> Hat sich so ein nichtsahnender Arbeiter vor der hohen Polizei als „lästiger Ausländer“ entpuppt, dann wird er eines guten Morgens vor den Herrn Bürgermeister citirt; es wird ihm angekündigt, daß er ausgewiesen ist. Auf die Frage: warum? gibt's nur die eine philosophische Antwort: „Sie sind lästig“, und dann geht's unter der sicheren Begleitung eines Polizisten hinaus: nach Hause, um sich umzukleiden? Das ist gar nicht nöthig, um der Frau Bescheid zu sagen? Das ist überflüssig, denn die ist unterdessen von ihrer täglichen Arbeit, vom kochenden Topfe weggeholt, um das Schicksal ihres Mannes zu theilen. Vom Herrn Bürgermeister erhalten sie die wohlgemeinte Warnung mit auf den Weg, Preußen nicht wieder zu betreten, um dort Besuch zu machen oder gar Arbeit zu nehmen, und dann werden sie wie zwei gemeine Verbrecher zur Glanerbrücke (Grenzstation) gebracht; dort setzt der Beamte sie über die Grenze und — Lieb' Vaterland kannst ruhig sein.

Man möchte geneigt sein, diese Schilderung für übertrieben zu halten, da sie fast an die plötzliche „Verschickung“ in — Rußland erinnert. Wir geben dieselbe um deswillen mit allem Vorbehalt wieder, indem wir den Herrn Minister des Innern darauf aufmerksam machen, daß ein solches Verfahren mit den ersten Anforderungen der Humanität in Widerspruch stehen würde. Man pflegt doch den Ausgewiesenen, selbst wenn es Socialdemokraten sind, sonst eine angemessene Zeit zu lassen, um ihren Auszug zu bewerkstelligen. Auch das Auswärtige Amt dürfte allen Anlaß haben, den polizeilichen Ausweisungen näher zu treten. Wir leben doch nicht in einem von einer chinesischen Mauer umschlossenen Lande, denn „die Welt steht im Zeichen des Verkehrs“, wie der Kaiser sagte. Nicht Tausende, nein Hunderttausende von Deutschen suchen und finden im Auslande Arbeit und lohnenden Erwerb, und ihnen allen ist der Schutz des deutschen Vaterlandes zugesichert. Wie nun, wenn das Ausland „Revanche“ nimmt und preußische Staatsangehörige ausweist, weil sie „lästig fallen“. Mit der Weltpolitik, die wir treiben sollen, ist diese polizeistaatliche Ausweisungspolitik schlechterdings nicht in Einklang zu bringen.

Der Wucherproceß in Hannover hat wieder großes und peinliches Aufsehen erregt, und die Löwenstein und Zuckermann erinnern lebhaft an den „offen ehrlichen Seemann.“ Der streng conservative „Reichsbote“ schreibt über den Fall: „Hier wie dort sind es Officiere und zumeist aus den Kreisen des Adels, welche wir im Wucherverkehr mit diesen widerwärtigen Wucherjuden sehen. Und was treibt sie dazu? Schulden, die sie zwingen, im Augenblick, um jeden Preis, wenn auch vierteljährlich zu 20 und 25 pCt. Zinsen, Geld zu erhalten, um sich die Existenz in der Armee wenigstens in dem Augenblick zu sichern. An die Zukunft, wie die Schulden beim Wucherjuden gedeckt werden sollen, wird nicht gedacht. Man unterschreibt alles, was der Jude verlangt — man unterschreibt Wechsel für 10000 M., während man nur 7000 M. erhält und noch obendrein haarsträubende Zinsen zahlen muß. Die Schulden bringen die jungen Leute um alles; um Ehre, um Beruf und nicht selten ums Leben! Und was liegt nicht alles hinter diesen Schulden. Der Proceß wirkt um so peinlicher, als auch der hiesige neuliche Wucher- und Kuppelei-Proceß Hartert noch in frischer Erinnerung ist, worin ebenfalls Officiere eine sehr peinliche Rolle spielten. Es ist ja kein Geheimniß, wie diese Schulden entstehen, — es hängt daran meist die Ehre, das gute Gewissen, die Sittenreinheit ihrer Opfer —, aber man fragt sich: gibt es denn gar kein Mittel, die jungen Officiere davor zu bewahren? Man rühmt doch sonst die militärische Disciplin und mit Recht — um so mehr fragt man sich aber, ob es denn nicht möglich ist, mit ihrer Hülfe diesem im Finstern schleichenden Verderben Einhalt zu thun? Seine Majestät der Kaiser hat nach dem ersten Hannoverschen Wucher-Proceß ernste Worte an das Officiercorps gerichtet; um so peinlicher empfindet man es, daß schon jetzt wieder dieser neue Wucher-Proceß stattfindet, wodurch constatirt wird, daß die Worte des Kaisers ohne die erwartete Wirkung geblieben sind. Man fragt sich, ist es denn wirklich nicht möglich, daß die Vorgesetzten mehr Einfluß auf ihre untergebenen Officiere, namentlich auf die jugendlichen Lieutnants haben können, um dieselben von dem üppigen Leben abzuhalten, das sie in Schulden stürzt? Wir meinen: es muß möglich sein; das Wohl der Armee, für welche die Nation so große Opfer bringt, verlangt es.“

* Altersgruppirung in Landwirthschaft und Industrie.

Wir hatten kürzlich darauf hingewiesen, wie verschieden sich die Belastung der einzelnen Versicherungsanstalten durch Invalidenrenten gestalten muß, je nachdem deren Versicherungsbestand mehr oder weniger alte Personen aufweist. Von Interesse ist nun, wie sich die Altersverhältnisse der Versicherten auf Berufsgruppen vertheilen. Hierzu bietet die vom Reichsversicherungsamt kürzlich veröffentlichte eingehende Invaliditätsstatistik auf Erfahrungen beruhende Unterlagen.

In dieser Statistik sind die bis in die erste Hälfte des Jahres 1896 dem Rechnungsbureau zur Vertheilung mitgetheilten, von den sämmtlichen Versicherungsträgern thatsächlich bewilligten Invalidenrenten — 158 462 an der Zahl — nach dem Beruf der Rentenempfänger ausgezählt.

Hieraus ergibt sich allein für die männlichen Versicherten in den Berufsabtheilungen A (Land- und Forstwirthschaft) bezw. P (Industrie, Bergbau und Bauwesen) Folgendes:

Altersclassen der Rentenempfänger	in der Berufsgenossen-Abtheilung A	B
20 bis unter 30 Jahren	1,395	2,990
30 „ „ 40 „	2,126	5,561
40 „ „ 50 „	4,424	9,495
50 „ „ 60 „	11,478	16,397
60 „ „ 70 „	25,375	19,372
70 und darüber	2,662	1,319
	47,460	55,134

Wie viele von denjenigen Personen, die in der Statistik unter der einfachen Bezeichnung als „Arbeiter“ aufgeführt sind, außerdem noch unter jene beiden Gruppen entfallen, läßt sich nicht ermitteln; sie sind deshalb hier ganz außer Betracht gelassen. Dasselbe gilt von den weiblichen Versicherten, weil für sie die Zahlen relativ gering sind und daher durch etwaige Fehler in den Berufsangaben zu sehr beeinflußt werden könnten.

Reducirt man die mitgetheilten absoluten Ziffern auf die aus der Berufsstatistik von 1895 abzuleitenden Zahlen der Versicherungspflichtigen in den bezeichneten beiden Berufsgruppen, so erhält man als relative Ziffern folgendes Ergebniß: Auf je 1000 männliche Versicherungspflichtige kommen Empfänger von Invalidenrenten:

Altersclassen der Rentenempfänger	in der Berufsabtheilung A.	B.	Verhältniß von A. zu B.
20 bis unter 30 Jahren	2,331	1,915	1,21:1
30 „ „ 40 „	5,235	5,302	0,98:1
40 „ „ 50 „	14,963	14,944	0,98:1
50 „ „ 60 „	44,288	45,646	0,97:1
60 „ „ 70 „	143,350	139,740	1,02:1
70 und darüber	38,810	40,640	0,95:1
Durchschnitt:	21,419	11,664	1:1,83

Nach diesen Ermittelungen beträgt in der Land- und Forstwirthschaft die Zahl der männlichen Invalidenrentner, auf je 1000 Versicherungspflichtige berechnet, das

$$\frac{21{,}419}{11{,}664} = 1{,}8363 \text{ fache}$$

oder annähernd das Doppelte der männlichen Invalidenrentner in der Industrie.

Noch auffallender ist die Verschiedenheit der Belastung durch Altersrenten in der Landwirthschaft und Industrie. Um diese zu erkennen, bedarf es nur der Feststellung, wie sich die über 70 Jahre alten Versicherungspflichtigen auf die einzelnen Berufsgruppen vertheilen, was nach der Berufsstatistik von 1895 unschwer durchzuführen ist. Hiernach kommen auf je 1000 Versicherungspflichtige im Alter von 70 und mehr Jahren:

in der Landwirthschaft	27,4 Personen
in der Industrie	7,3 „
im Handel und Verkehr	5,2 „
in den übrigen Berufsabtheilungen	12,5 „
im Reichsdurchschnitt aller Berufsabtheilungen	14,2 „

Für die Land- und Forstwirthschaft ergeben sich also fast vier Mal so viel Altersrenten wie für die Industrie und fast doppelt so viel Altersrenten, als für den Durchschnitt aller Berufszweige im Reich.

Bei einer derartigen Ueberlastung des einen Berufszweiges kann es nicht Wunder nehmen, daß Anstalten, in denen er überwiegt, relativ stärker belastet sind wie andere Anstalten, in denen die Berufszweige einander mehr die Waage halten oder in denen gar die Industrie weit überwiegt, wie Letzteres insbesondere in den großstädtischen Bezirken der Versicherungsanstalten Berlin und der Hansestädte der Fall ist.

Vermischtes.

* **Mons**, 15. Nov. Von den auf Grube St. Felix verschütteten fünf Bergleuten sind zwei gerettet. Der Gang, in dem die Verunglückten arbeiteten, ist durch niedergegangene Fels- und Kohlenmassen auf etwa 30m Länge gesperrt. Nach Ansicht der Ingenieure bedarf es noch mehrtägiger Räumungsarbeiten, um zu den drei Verschütteten zu gelangen. Jede Hoffnung, daß diese noch leben, ist ausgeschlossen. Von den Verunglückten zählt einer 50, der zweite 37 und der dritte 19 Jahre.

* **Wien**, 15. Nov. Der Baron Alexander Murman aus Wien, ein junger Mann ohne Beruf und Erwerb, wurde vor einiger Zeit in Przemysl verhaftet, weil er sich in der Nähe der Festung verdächtig gemacht hatte. Nun wurde er in einer geheim durchgeführten Verhandlung vom Kreisgericht Przemysl wegen Spionage für Rußland zu acht Monaten schweren Kerker verurtheilt. Im Verlauf dieses Jahres fanden in Galizien schon mehrere Verurtheilungen russischer Spione statt.

* Ueber die künftige Zelle des **Mörders Luccheni** wird dem „N. W. T.“ aus Genf geschrieben: In Folge einer speciellen Erlaubniß des Genfer Regierungspräsidenten wurde mir jene Zelle des Gefängnisses Evêché gezeigt, wohin Luccheni nach seiner Verurtheilung gebracht werden wird. Das Gefangenhaus liegt in der alten Stadt, im Centrum der Justiz- und Polizeigebäude. Das unansehnliche Haus war früher ein Kloster und der Sitz des Bischofs. Nachdem ich beim Gefängnißdirector durch einen Brief des Regierungspräsidenten mich legitimirt hatte, wurde ich vom Kerkermeister, der seit 30 Jahren hier bedienstet ist, durch alle Räume geführt. Augenblicklich beherbergt die Evêché nur einen wegen Muttermordes zu lebenslänglicher Haft verurtheilten Sträfling, der aber Tags über nicht in seiner lichten und fast comfortabel eingerichteten Zelle weilt, sondern entsprechend dem Zuchthausreglement im sogenannten Atelier (der Werkstätte) arbeitet und erst bei Einbruch der Dunkelheit in die Zelle kommt, die der Gefangene mit Bildern und Photographien seiner Verwandten ausgeschmückt hat. Luccheni gegenüber wird eine solche Milde nicht angewendet werden. Die für ihn bestimmte Zelle, deren Thüre durch den Buchstaben C kenntlich gemacht ist, liegt in den Kellerräumen des Gefängnisses. Man steigt etwa zwanzig Stufen hinab. An der linksseitigen Wand des engen Corridors befinden sich fünf Zellen. Der Kerkermeister erleuchtete den Raum durch eine Laterne und öffnete die schwere eisenbeschlagene Holzthüre, deren Obertheil einige Luftlöcher zeigt. Dann durchschreitet man einen meterbreiten Raum und steht vor der eigentlichen, ebenso schweren, mit Luftlöchern versehenen Zellenthüre. In dem fensterlosen, stockfinsteren Raume bemerkt man außer einem zusammengerollten Strohteppich, der bei Tage als Sitz und Nachts als Lager dient, keinerlei Gegenstand. Hier wird Luccheni die ersten sechs Monate seiner Haft verbringen und nur alle 14 Tage für eine einstündige Dauer an die Luft gebracht werden.

* **Das gute Kind.** Karlchen: „Papa, ich sitze jetzt nicht mehr auf der letzten Bank.“ — Vater (erfreut): „Das ist hübsch von Dir, da hast Du zehn Pfennig. Aber nun erzähle mir mal, wie das gekommen ist?“ — Karlchen: „Die letzte Bank wird gestrichen!“

* **Ergänzung.** Medicinischer Sachverständiger: „Nach all dem glaube ich, daß die erbliche Belastung des Angeklagten seine freie Willensbestimmung beeinträchtigte . . .“ — Angeklagter (einfallend): „Und außerdem habe ich eine Frau.“

* **Schnell abgeholfen.** Director: „Sie wollen den „Wilhelm Tell“ spielen? Sie können ja Ihren sächsischen Dialect nicht lassen!“ — Schauspieler: „Macht doch nischt, kntester Herr Director. Spielen wir einmal den Wilhelm Tell aus der sächsischen Schweiz!“

[46

Die Insel-Axe.

Roman von E. Heinrichs.

„Gut“, sagte Mr. Finley“, dann machen Sie sich bereit, in einer Stunde mit mir nach dem Bahnhof zu fahren, Mr. Brinken! — Um zwei Uhr fährt der Zug ab, den wir unter allen Umständen benutzen müssen. Ich könnte auch allenfalls allein reisen, aber Ihre Gegenwart würde mir dort vielleicht von wesentlichem Nutzen sein.“

„Selbstverständlich fahre ich mit Ihnen“, versetzte Leo Brinken hastig, „ich sehe schon, Sie haben eine sichere Spur, Mr. Finley; ich folge Ihnen blindlings; mein Gott, wenn mir diese Freude noch auf Erden bescheert wäre —“

„Ich warne vor allzu sicherer Hoffnung“, unterbrach ihn Finley, „Irren ist menschlich, und die größte Logik führt doch noch häufig genug zu einem Trugschluß. Wollen Sie Miß Helbach durch einige Zeilen benachrichtigen? Ich bitte aber, nichts weiter zu schreiben, als daß Sie im Interesse des Freundes auf einige Tage verreisen müßten. Auch ich habe meine Abwesenheit anzuzeigen und könnte Ihren Brief sogleich mitnehmen.“

„Sie kommen doch bald zurück?“

„Ich werde im Hotel bleiben, — bitte, schreiben Sie erst und überlassen Sie mir dann auf eine Minute Ihren Schreibtisch.“

Brinken kam der Aufforderung sogleich nach, worauf Finley seinen Platz einnahm und rasch die Meldung an seine vorgesetzte Behörde schrieb.

Dann empfahl er sich mit dem Ersuchen, sich zur Abreise rechtzeitig zu rüsten.

„Apropos, Mr. Brinken“, wandte er sich bei der Thür noch einmal um, „kennen Sie den Stiefbruder Ihres Freundes? Er nennt sich, wenn ich nicht irre, Mr. Zurmühlen.“

„Gewiß kenne ich ihn, rief Leo lebhaft, „was will der alte Stiefsohn seines edlen Vaters?“

„O, nichts weiter, als daß er hier im Auftrage seines Vaters gewesen ist, der Gespensterfurcht haben muß. Er war mir hier unbegreiflich, weshalb ich ihn veranlaßte, noch heute nach dem sonnigen Paris abzureisen, weil ihm der Nebel ans Gehirn fiel. Er scheint von dieser Substanz nicht viel zu besitzen.“

Brinken lachte.

„Ueberfluß davon hat er sicherlich nicht, — waren Sie ihm denn auch von anderer Seite zu irgend einem Zweck empfohlen?“

„Das weniger, der zufällige Zufall vermittelte unsere Bekanntschaft. Uebrigens wohnte er hier auch im Grosvenor-Hotel.“

„Alle Wetter, die Begegnung wäre mir keineswegs angenehm gewesen“, sprach Brinken. „Sie wissen bestimmt, daß er abgereist ist?“

„Ich hörte von dem Portier, daß er sich heute Nachmittag schon empfohlen hat. Er fürchtet sich, wie gesagt, vor dem Spleen. Nun, Mr. Brinken, halten Sie sich parat, ich will mittlerweile einen Wagen auftreiben oder den Hotelwagen requirieren. Auf Wiedersehen also!“

„Auf Wiedersehen, Mr. Finley, ich werde mich sofort rüsten.“

17.

In der Nähe der Stadt Dumfries in Schottland, ungefähr eine englische Meile seitwärts belegen, befand sich inmitten einer Waldeinsamkeit die Nerven-Heilanstalt des Dr. Robert Alcott, die wegen der gesunden, heilkräftigen Wald- und Gebirgsluftlich einer großen Beliebtheit und zunehmenden Frequenz erfreute.

Allerdings drang auch hier und da ein Gerücht in's Publikum, daß Dr. Alcott bei seinen Kranken nicht besonders beliebt sein solle, daß aber seine Gattin von ihnen hoch verehrt werde, da sie die Schroffheiten und Rücksichtslosigkeiten des Doctors stets zu mildern und durch sanften Trost und Herzensgüte auszugleichen suche. Auch war nicht zu leugnen, daß bedeutende Cur-Erfolge als glänzende Resultate seiner Heil-Methode den Ruf der Anstalt rechtfertigten und befestigten.

Dr. Alcott war augenblicklich zu einer wichtigen Consultation nach Glasgow gereist und wurde erst nach acht Tagen zurückerwartet, ein Umstand, der unserm Mr. Finley, der mit Leo Brinken wohlbehalten in Dumfries eingetroffen war, ganz besonders angenehm erschien.

Die beiden Ankömmlinge hatten im ersten Hotel der schottischen Stadt Wohnung genommen, worauf der Detectiv, bevor er eine Erfrischung genossen, sich schon zu informiren suchte.

„Sind wir am Ziel?“ fragte Brinken, als sie in ihrem Zimmer vor einem reichbesetzten Tische saßen.

„Wenigstens am Ziele unserer Reise“, erwiderte Finley, „wenn ich Ihnen nicht schon früher die nöthigen Aufklärungen gegeben habe, Mr. Brinken, so müssen Sie das mit der Nothwendigkeit der strikte sten Geheimhaltung des Zweckes entschuldigen, da auch die Wagenwände auf der Eisenbahn Ohren haben. Jetzt aber sollen Sie alles erfahren.“

Kurz und bündig, nur die Hauptpunkte hervorhebend, erzählte er, wie er auf die Spur des verschwundenen Dr. Siegfried gekommen war, und welche wichtige Rolle der Steuermann Diedrich Thomsen, ein Bekannter der Miß Helbach, dabei gespielt hatte.

„Ah, den kenne ich“, rief Leo Brinken überrascht, „ein braver Junge, wie alle diese Insulaner.“

Als Finley zu dem Kernpunkt seiner Erzählung kam, dem falschen Dr. Siegfried, der auf dem „Rothen Stern“ die Gelehrten-Expedition mitgemacht, während der echte Walter Siegfried als Nervenkranker in eine Privat-Heil-Anstalt gelockt worden war, sprang Leo Brinken in höchster Erregung auf und rief:

„Nennen Sie mir den Namen des Schurken, der dieses Verbrechen begangen hat. Ist er es, der dort in Indien erschlagen wurde? oder weilt der Elende noch unter den Lebenden?“

„Setzen Sie sich, Mr. Brinken“, beruhigte ihn Finley, „der Mann lebt noch, er ist aber minder schuldig, als der Anstifter und Urheber dieses schändlichen Planes. Er hat seitdem ein elendes Dasein geführt, sein Gewissen aber durch ein vollständiges Geständniß erleichtert und mir dadurch die Auffindung der Spuren seines Opfers erleichtert. Er ist ein Deutscher, Ihr specieller Landsmann, und nannte sich einst Doctor Jakobsen. War Ihnen ein solcher in Ihrer Heimath bekannt?“

„Doctor Jakobsen? — Mediciner natürlich —“

Finley nickte.

„Der also hat diesen unerhörten Schurkenstreich ausgeführt“, fuhr Brinken mit steigernder Erregung fort. „Großer Gott, und dieser Mensch lebt noch? — Sie sprachen von einem Anstifter und Urheber dieses schändlichen Planes, kennen Sie den Namen dieses Verräthers? — Nicht wahr, es ist Siegfrieds Stiefvater, der den armen Walter um alles, um sein reiches Erbe gebracht hat, und ihn dann beseitigen mußte, weil ihm das Zuchthaus drohte. Der Elende hat sich mit einer reichen, kinderlosen Wittwe, die ihn vollständig beherrscht, zum zweiten Male verheirathet. Er hat schon jetzt die Hölle auf Erden.“

„Was hat er denn mit dem Vermögen des Stiefsohnes, das ihm, da der Todtenschein nicht zu erlangen ist, nicht zugesprochen werden kann, eigentlich angefangen?“

„Man munkelt schon lange von seinem verwegenen Börsenspiel, das alles verschlungen haben soll; die zweite Heirath rettete ihn, wie behauptet wird, vom Bankerott.“

„So also stehts mit diesem edlen Stiefvater“, sagte Finley nachdenklich, „nun, dann hat er das Zuchthaus ja doppelt verdient. Hören Sie nun weiter, Mr. Brinken!“

Dieser unterbrach ihn von nun an mit keiner Silbe mehr, reichte ihm aber, als er seine Erzählung beendet hatte, die Hand und dankte ihm herzlich für den Eifer, mit dem er diese Angelegenheit verfolgt hatte.

„Das ist meine Pflicht“, lehnte Finley das Lob bescheiden ab, „und ich muß bekennen, daß dieser Fall mein ganzes Interesse herausgefordert hat. Ich hatte auch tüchtige Mitarbeiter, den braven Steuermann und vor allen Dingen Miß Helbach, deren Klugheit, Intelligenz und geradezu rührende Beharrlichkeit, mit der sie den Gedanken an das Leben und die Auffindung des Verschwundenen festgehalten und verfolgt hat, mich in der That zur Bewunderung hingerissen hat, abgesehen von ihrer Schönheit, die ihres gleichen in ganz London wohl kaum finden möchte.“

„Ja, sie ist sehr schön“, erwiderte Brinken mit einem unterdrückten Seufzer, „und hängt mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Freunde und Wohlthäter; sie allein war's, die stets den Gedanken festhielt, daß hier in London ein Verbrechen gegen ihn begangen worden sei, und die nur deshalb die Stellung beim Lord Brokhurst angenommen hat. Man möchte es den Instinkt der Liebe nennen. Kennen Sie ihre Geschichte Mr. Finley?“

„Nein, der brave Steuermann war sehr zurückhaltend damit, doch habe ich die Ahnung, daß irgend ein Stück Romantik damit verbunden sein müsse.“

„Dann trügt Ihre Ahnung Sie nicht, Mr. Finley! Die Geschichte dieser jungen Dame ist aber ebenso tragisch wie romantisch, und da mein Freund Siegfried eine Hauptrolle darin spielt, so ist Miß Helbachs Zuneigung und Verehrung für ihn sehr erklärlich.“

„Dann möge Gott uns beistehen, das Dunkel zu lüften und ihr den Freund, gesund an Geist und Körper, zurückzugeben“, sprach Finley mit feierlichem Ernste. „Vielleicht wird sie dann selber so freundlich sein, mir ihre Geschichte mitzutheilen.“

„Da der schlichte Steuermann es nicht gethan hat“, bemerkte Brinken achselzuckend, „darf ich ihm an zarter Rücksichtnahme doch nicht nachstehen.“

„Nein, gewiß nicht“, erwiderte Finley herzlich, „ich würde es Ihnen sogar verdenken, ein fremdes Geheimniß preiszugeben. Sie müssen es dem Detectiv, für den solche Räthsel den größten Reiz haben, zu Gute halten, Mr. Brinken!“

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 266.

Erscheint täglich
Abonnementspreis
„Sterne und Blumen“
durch die

Verantwortlich für den
H. Bringewol

Bestellung
und von den Boten

Die
ist nach officiöser
bereitet, daß in
sich mit ihr beschäfti
Reichstage zugleich
dem Etat selbst ist je
Rücksicht genommen,
nothwendig werdende
tragsetat zum
Tagen tritt der Re
sagen, daß die Mi
sprechendem Maaße
Was war das sonst
eines Militärgesetzes
neuen Mehrforderu
lang wurde das Lan
Meldungen, von de
widersprach, darauf
wurden in die Deb
neue überboten un
Schlimmste wahr.
Jahre mit der Flo
Diesmal nichts
Zeit zu Zeit eine M
die Presse, aber
Niemand auf. Zah
nur eine wenig be
sichtigte Heeresverst
Blätter. Wir wolle
mäßige Forderungen
man deshalb nicht
Volke so nach u
dagegen die neuerdi
waltet haben, bis
schweigen, um der
zur Gegenarbeit zu
Schaden der Vorla
Reichstag nicht Zeit
Daß die Ne
artillerie den
scheint festzustehen.
zwei Divisionen soll
je zwei Regimenter
kostet, weiß ma
Zeit die Neuregelung
militärischer Seite
gegen den Gedanken
mehrere Jahre ausz
Armeecorps an den
weilen soll über die
getroffen sein. Ohn
geben, die uns bewe
alles auf einmal
Monatsaufstellung
diese Leute ja mit
gestatte die Vermehr
Weiter soll die Vor
Bataillonen das d
gimenter aus den C
hat wohl Niemand
bei nächster Gelegen
wichtiger Punkt wi
bayerischen, sächsisch
durch Theilung der
worden bezeichnet.
Die Regierung
zu sein, denn nach
aus Sachsen war
Chemnitz abgeh
übung von Dresden
sandt, der die Bez
Corps (2. sächsische
angeschafft haben
fordern wird, glei
geschütze schon fertig
dafür gefordert wo
man eine Opposit
Militärvorlage gar
es im letzten Win
hat. Vielleicht ist
trum und die bei
fahrung der Grund
die Militärvorlage
lich nicht sagen, w
ganz unbekannten V
es darum auch al
zeichnet, wenn gle
vereinzelt schon m
tagsauflösung wege
Hintergedanken ein
würde. Allein di
bedeutet doch noch
und seine Wähler
den. Eher könnte
ziehen.
Wie die neue
jährigen Die
jetzt nicht gesagt
Schweigen wohl sc
nicht gedacht wird
Drohung um Mi
einen Druck zu G